

erwartende Wetter gilt. Einmal schenken so- gar auch die in der Meerestiefe lebenden Atkintien, die Serozen, Regenwetter voraus- zusehen; man hat wenigstens bei Atkintien, die in Aquarien gehalten wurden, die Beob- achtung gemacht, daß sie sich bei bevorstehen- dem Regen immer fest zusammenschlossen.

Die Alpen im Urteil des Altertums

Von Herbert Hüneke - München.

Tausende und abertausende Glücklicher zie- hen in diesen Wochen den Alpen zu, um sich am Schönen, das eine gütige Natur gespen- det, zu erfreuen. Rascher schlägt das Herz in der Brust des Bergsteigers, der im Morgen- grauen den heiß ersehnten Gipfel hoch über dem dümmelnden Tal erreicht, der die Sonne hinter schimmernden Firnen und zerfrie- senen Graten siegesthaft emporzuklimmen sieht und die reine Luft der städtefernen Höhen atmet. Ein König dünkt sich dann der Mensch, ein Herrscher im Reich der Berge, allein auf ra- gendem Felsen thron.

Wesentlich verschieden von unserer heutigen Auffassung war die Ansicht, die sich das Alter- tum über die Alpen gebildet hatte. Den Grie- chen und Römern, denen wir die erste schrift- liche Kunde hierüber verdanken, galt der Steinwall, der Italien im Norden schirmte, als schreckliche, unwirkliche Einde, und die Ueberquerung der Bergmauer dünkte ihnen ein Abenteuer, wert zuerst von einem Herku- les bestanden zu werden.

Die reichen Römer, die in der üppigen Zeit des Kaiserreichs nicht minder gern reisten als unsere Zeitgenossen, unternahmen lieber die weite Fahrt nach Ägypten, als daß sie sich in die „grauenvollen Stein- und Eiswüsten“ wagten, die nur geschaffenen schienen, um ihr italienisches Paradies vor dem Ansturm der Barbaren zu schützen. Die römischen Dichter und Schriftsteller, die sonst so gern die Schön- heiten der Natur besangen, wählten den Alpen nichts Gutes nachzurufen. „Gelidae, ventos- as, latebras, faenas“, eifig, sturmtot, widergalküßt, erschreckend wild, das sind die mißlichen Bewohner, mit denen die römische Gesellschaft unsere Alpen zu schmücken mußte. Selbst Caesar, dessen hervorragende, seiner Zeit weit vorausweisende Beobachtungsgabe wir in seinen Werken bewundern, konnte dem Stein- wall, der seine Gallische Provinz von Italien trennte, keine gute Seite abgerinnen und hielt die Alpen, die er auf seinen Dienststreifen mehrfach durchzog, keines derübernden Blickes für würdig, sondern verteilte sich die Fahrt lieber mit Dichten.

Eine eingehende Schilderung der Alpen mit allen ihren Schrecken gibt uns Silius Italicus in seinem aus 18 Büchern bestehenden Ge- dicht „Punica“. „In den Alpen starrt alles vor Frost, ist alles in ewiges Eis gehüllt, von grauen Hagelkörnern bedeckt. Die Sonne kann mit ihren Feuerstrahlen den harten Eis- pangar nicht lösen. Dort gibt es keinen Früh- ling, keinen erntebereichen Sommer. Auf den kahlen Höhen wohnt nur der häßliche Winter, treibt die Wolken zusammen und gießt ohne Unterlaß Hagel und Regen herab.“

Ein von seinen vorurteillosen Zeitgenossen gern geliesener Dichterling, der Cremonenser Julius Bibaculus, leistet sich sogar die ge- schmacklose Bemerkung: „Mit Schnee bespült Jupiter die winterlichen Alpen“, um seiner Abneigung gegen die Berge Ausdruck zu ver- leihen.

Eine ähnliche Auffassung von den Schrek- ken der Alpen spricht auch dem Bericht des Claudius Claudianus, der den Uebergang Si- liches über den Splügenpaß schildert: „Viel- krieger erscharrten vor Kälte, als hätten sie das Antlitz der Gorgo gesehen. Viele ver- schlang der Schnee, und oft verankerten Wagen und Pferde wie schiffbrüchige Fahrzeuge im Abgrund. Nirgends gab es einen Becher Wein und nur selten Getreide; der Müde fand kein weiches Lager, und wenn die Dämmerung hereinbrach, krochen die Krieger in Höhlen, wo sie wilde Tiere fürchten mußten.“

So waren sich die Schriftsteller des Alter- tums und mit ihnen die öffentliche Meinung einig in der Verurteilung der Alpen. Hieraus läßt sich erklären, daß die Römer sich ganz im Gegensaß zu ihrer sonstigen Gemüthsart we- nig Mühe gaben, den eisstarrenden Bergwall zu erschließen. Auch nachdem das nördliche Alpenvorland als Provinz Raetia und Nori- cum dem römischen Reich einverleibt war, dauerte es noch geraume Zeit, bis Geographen

über die Erhebung und Richtung der Alpen Klarheit zu schaffen suchten. In ihrer Länge und Breite sind die Alpen nie zuverlässig ge- messen worden.

Ueber die Höhe der Berge herrschten eben- falls irrige Ansichten, denn Strabo schätzte die größten Erhebungen in den Cottischen Alpen wie den 3841 Meter hohen Monte Viso, auf 100 Stadien (18,5 Kilometer). Daher mochte auch die Anschauung rühren, daß zur Bestei- gung beträchtlicher Gipfel mindestens fünf Tage erforderlich seien. Noch phantastischer sind die Angaben des Plinius, der für die mächtigsten Alpengipfel eine Höhe von 50 000 Schritten an- gibt.

Auch die kartographischen Aufnahmen der Alpen sind im Altertum durch falsche Vor- stellungen ungünstig beeinflusst und genügen in keiner Weise den Anforderungen, die heute an die oberflächlichste Landkarte gestellt wer- den. So wissen wir um das Jahr 140 n. Chr. entstanden Tafeln des Ptolemäus Claudius, nur ganz geringe Anhaltspunkte über den Verlauf der Alpen zu geben. Er wird von diesem bedeutendsten Geographen seiner Zeit nur als dünne Linie gezeichnet, die genau mit der politischen Grenzen Italiens übereinstimmt und deshalb heutzutage zweifellos der Strei- chung durch Nulllinie anheim fallen würde. Etwas genauer und ausführlicher wissen die Peutingerischen Tafeln, im 13. Jahrhundert angefertigte Kopien römischer Routenkarten aus den Jahren 230 und 240 n. Chr. die Alpen zu zeichnen; zwar nehmen sie wieder auf Grö- ßenverhältnisse und Gestalt des Geländes noch auf die Lage der Orte große Rücksicht, immer- hin ermöglichen sie aber einen Ueberblick über die den damaligen Geographen bekannte Gliederung der Alpen.

Am besten unterrichtet war das Altertum naturgemäß über die Pässe, die Einfallstore der Barbaren in der Poebene und die Verbin- dungswege nach den gallischen und germani- schen Provinzen. Polybios kannte im zweiten Jahrhundert v. Chr. nur vier Pässe, wahr- scheinlich die heutige Corniche zwischen Men- tona und Nizza, den Mont Cenis, den Kleinen St. Bernhard und den Brenner. Später tra- gen hinzu der Mont Cenis, der Große St. Bernhard, der Splügen, der Julier, die Ne- schenideck und im Osten der Plöken und der Saftinpaß. Was abseits dieser Straßen lag, interessierte den Reisenden und den Sol- daten des Altertums wenig.

Auch nach dem Untergang des Römerreiches blieben die Alpen, soweit sie nicht an den von Heerzügen, Kaufleuten und Pilgern be- nutzten Straßen lagen, von der Außenwelt fast unberührt und gemieden. Ihre Schön- heiten wurden von der großen Menge nicht erkannt, und die wenigen Fahrten, die Dante und Petrarca in die Hochalpenwelt unter- nahmen, blieben ohne Nachahmung.

Erst dem 19. Jahrhundert war es beschieden, die Alpen zu entdecken. Was einst dem Wan- derer, der hastig durch die Alpentäler dem „gastlichen“ Flachland zueilte, Schrecken und Grausen einflößte, die himmeltragende Groß- artigkeit der Berge, läßt heute das Herz des Alpenwanderers höher schlagen und ver- anlaßt ihn, dem Schöpfer zu danken, der ihm so herrliches Erleben vergönnt.

Der Tod in Manuba

Skizze von Edward Brandt.

Infolge einer unbedeutenden Fußverletzung, die ich mir auf dem Ritt nach den Ruinen Karthagos zugezogen, hatte ich das französi- sche Krankenhaus in Manuba aufgesucht. Aus ihm stammen diese Blätter.

Es war ein furchtbarer Tag, über 40 Grad im Schatten! In den Gängen, auf den Trepp- en, in den Sälen ist es nicht mehr zum Aus- halten. Das Leben hat aufgehört, diese Sonne setzt es sozusagen außer Betrieb. Und das ein- zige schattige Plätzchen im ganzen Hofe des Hospitals, wo ich mich unter der Krone einer Fliederakazie niedergelegt habe, wandelt sich in ein Schwitzbad.

Resigniert kehre ich in's Haus zurück. Dort lehne ich mich zum Fenster hinaus. Mächtige purpurumfärbte Wolken steigen plötzlich an dem schmalen Horizont auf. Tieforange- färbt taucht die afrikanische Sonne in diesen unter- schweiflichen Wolken. Der Samum, der durch die verstaubten Wälder der Bäume geht, ist lauwarm. Aber auch er ist immerhin — ein Wind, und alles freut sich über diese abendliche Erfrischung.

„Ein Neuer, ein Gaalgenosse für Sie!“ Mit diesen Worten tritt der Oberwärter über meine Schwelle. — „Wofür?“ Wenigstens eine Abwech- selung. Seit gestern war ich in dem großen Saale mitverlesen.

Was mag das für ein Mensch sein? Er macht den Eindruck eines kleinen Beamten. Seine Kleider sind schon abgetragen, aber sehr rein- lich, sehr sorgfältig gehalten. Jemand ein An- gestellter mit moderem Gehalt. Das Kopfschiff des Bettes zurecht schüttelnd, erklärt der Ober- wärter: „Hier sind Sie wie zu Hause!“ Dann streckt er den Aufnahmehelm in das an der Wand neben der Nummer befestigte Käst- chen. Wähig fügt der Unterwärter hinzu: „Hier wohnt man unison!“

Sie erhalten beide keine Antwort. Der „Neue“ kleidet sich aus und legt sich zu Bett. „Unterhaltfam scheint der Bursche nicht zu sein!“ Diese Bemerkung fällt zwischen den beiden sich zum Gehen anschickenden Kran- kenpflegern, und nun bin ich mit dem Unglück- lichen allein. Nichts weiß ich von ihm, nichts von seinem Leben, nichts von seinen Gewohn- heiten, nichts von seinen Gedanken! Und doch denkt er!

Sein Bett steht kaum einen Meter von dem meinen. Jeden sich in seinen Augen meldenden Gefühlsausdruck vermag ich daher deutlich zu erkennen. Grauenvoll scheint mir der Nerven- zu leiden. Er macht den Eindruck, als ver- senke sich sein ganzes Wesen in einen einzi- gen Gedanken, der ihn vollkommen in An- spruch nimmt!

Über welcher ist dieser einzige Gedanke? — Ich stehe auf und lese den Aufnahmehelm. Ein gleichgültiger Name, so wie wenn einer in Deutschland Müller oder Schulze heißt! Kontrolleur im Büro für indirekte Steuern.

Sustenanfälle erschüttern von Zeit zu Zeit seinen Körper, dann sinkt er in wortloser Ver- zweiflung in die Kissen zurück.

Es war eine unbefriedigende Nacht. Ich will alles der Reihe nach erzählen. Gegen Abend ging es ihm besser. Er durfte sogar eine Stun- de außerhalb des Bettes sein. Ich verbrachte diese Stunde an seiner Seite. Und er begann zu sprechen wie im Fieber; er glied dabei einem Menschen, der da weiß, daß seine Stunden ge- zählt sind, weiß ihm das Leben unweigerlich einfließt. Er beichtete mir: seine Frau und seine Kinder haben niemanden auf der weiten Welt, nur ihn allein, der für sie sorgen kann. Er hat seine Familie in Algier zurück gelassen. Er fand sich auf einer Kontrollreise durch Tu- nisien. Ein trauriges Stück Brot. Immer unter- wegs von einer afrikanischen Stadt in die andere. Da ist es doch kein Wunder, wenn man sich endlich etwas holt.

Und da erfährt ihn plötzlich wieder dieser furchtbare Husten. Diesmal ein entsetzlicher Anfall. Sein ganzer Körper schüttelt sich, denn ein Gigant scheint ihn zu erschüttern. Mit bei- den Armen fuchelt der Unglückliche in der Luft herum, jammert, sich wie ein Ertrinkender an die beiden Armlehnen seines Krankensessels klammernd, redet sich und scheint das Bewußt- sein vollkommen verloren zu haben. Und da... wie er den Mund wieder öffnet, ent- ringt sich seiner Kehle ein Schrei des Schrek- kens, und eine kleine schwarze Wolke ergießt sich über den Boden des Saales hin.

Ich eile zur Wache. Wecke den vor sich Hinfällenden durch einen kräftigen Schlag auf die Schulter. Der Kerl fährt auf und, nachdem er mich endlich verstanden, sagt er kältschnäu- zig: „Ja, einmal mußte es doch kommen!“

Ich schreie ihm ein Scheltwort entgegen. Dann betrete ich an seiner Seite den Kranken- saal. Wir finden den Verstorbenen stöhnend, fast ohne Atem. Er ist von dem Gessell herunter gestiegen. Wir heben ihn auf und tragen ihn in sein Bett.

Das alles ist das Werk von drei Minuten. Aber kaum haben wir ihn nieder gelegt, da dreht er sich noch einmal in paar konvulsio- nischen Zuckungen um — und haucht den letzten Seufzer aus.

Der Tod in Manuba!

Der Rest der Nacht, den ich neben seiner Leiche verbracht habe, dünkte mich endlos. In dem großen Saale murrte es allein mit dem Toten, im Scheine der trübe brennenden und unstill flackernden Nachtlampe.

Und doch — auch dieser Woggen kam. Es läutete wie immer zum Frühstück. Das einfor- mige Leben des Hospitals nahm an allen Ecken und Enden aufs neue seinen Anfang.

Und mit einer seltsamen, noch immer von den Schauern des Todes durchfluteten Gleich- erung machte ich mich daran, den Unbekann- ten nach dem Befuge irgend eines gleichgülti- gen Arztes mit Hilfe der Wärter einzufahr- gen. — Noch eben ein Wefen wie ich! Und nun? Eine Hütel! Ein Nichts! — Und doch: einft ein Mensch, den des Lebens Zufalls- spiel nach Manuba geführt hatte, damit er an mei- ner Seite sterben sollte.

Verantwortlich: S. Seimann, Altna Druck und Verlag: A. A. Lang, Altna



Beilage zum Altnaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 32

Mittwoch, 8. August

1928

Ein Tag im Rothaargebirge

Hierzu läßt sich eine Sonntagskarte bis Altnahundem benutzen. Weiter ist es ratsam, sich das Blatt Schmalenberg der Sauerland- karte 1:50 000 vom Sauerland-Verlag zu Jülich einzuflechten.



Von Altnahundem aus sehen wir uns auf der Hauptwanderstrecke 6 des Sauerländi- schen Gebirgsvereins ostwärts in Bewegung. Bald biegt unser Weg rechts von der Haupt- strecke durch Felder ab und führt aufwärts zum Walde. Besonders im Augenblick, da der Fich- tenwald beginnt, dehnt sich rückwärts eine weite und sehr schöne Fernsicht aus. In gut einer Stunde kommen wir beinahe 300 Meter bergan, vom Kirchberg (550 Meter) aus gehts dann durch die Senke am Steinernen Kreuz zum 619 Meter hohen Jilberg mit umfassen- der Rundsicht, wie überhaupt der Weg hierher wie auch weiterhin fast dauernd wechsellän- dig das Sauerland und Siegerland umfassen- de Rundblicke bietet. Wir schauen zuweilen, wenn wir uns hin- und herdrehen, den Rahn- den Altnahunderturm, den Rindelsberg und den Rahlsturm auf der Nordhelle zu gleicher Zeit, abgesehen von hunderten anderen Rupp- en. Nur das eine ist auf dieser prachtvollen Wanderung quer über das Rothaargebirge zu beachten, nämlich, daß 5 Stunden lang kein Haus und keine Siedlung berührt wird, und vielmehr ständig Einsamkeit und Stille um- fängt.

Sinter dem Jilberg haben wir wieder eine geringe Senke, wo wir die Hauptwanderstrecke 18 kreuzen, dann folgt nach herrlichem Wald- höhenweg ein kräftig sprudelnder Quell, Hei- ligenborn genannt, die erste mehrerer nun den Wanderweg säumender Quellen. Um den schön- bewaldeten Hang des Rahn- und Rindelsber- ges herum kommen wir dann zum Böhmen- kamp (Quelle des Sundembades). Früher ver- lief die Hauptwanderstrecke 6 vom Steinernen Kreuz bis hierher über Oberbuden, so daß die Wanderer gezwungen waren, nach gehöri- gem Abstieg wieder rüchig bergan zu klim- men. Die neue, erst 1927 umgelegte Führung vermeidet dies und erschließt dafür mit der herrlichsten Blick über das ganze Sauerland. 3 1/2 Stunden waren es bis zum Böhmenkamp; nach einer weiteren Viertelstunde wird der Margaretenstein (wieber eine Quelle) und damit die vom Silchenbad kommende Hauptwan- derstrecke 10 berührt.

25 Minuten weiter stehen wir auf dem höch- sten Punkte unserer Wanderung, auf der Kuppe des Hürdler, 759 Meter hoch. Die nächste Stunde gehts mächtig abwärts, bis wir vor der vielgerühmten Sommerfische Jagd- haus (642 Meter) stehen, ziemlich genau 5 Stunden Wegs von Altnahundem ab gerechnet. Wohlerfrisch steigen wir von hier hinab ins Tal der oberen Renne. Die Hauptwanderstrecke 10 bringt uns in fünfviertelstündigem Marsche bis zum Bahnhof Jilchenberg, wenn wir es nicht vorziehen, nachdem wir das lauschige Refektorial und das folgende Uentropial zur Hälfte durchschritten haben, letzterem weiter abwärts bis zum Bahnhof Renne zu fol- gen. In beiden Fällen wäre bis Altnahundem nachzufahren, ehe wir die Seimfahrt antreten. Wenige Sauerland-Wanderungen hinterlas- sen solche nachhaltigen Eindrücke wie gerade diese wundervolle Rothaargebirge. Wessen Beine geübt sind, wer aber das Sauerland noch we- nig kennt, wird mit dieser Wanderung gern beginnen und — dann zu einem begeisterten Sauerlandfreund werden. Wenige Wan- derstrecken bieten auf kurzer Strecke solche tiefen Einblicke in die mannigfache Gestaltung un- seres sauerländischen Berglandes. Darum frisch auf ins Herz des Sauerlandes!

Die Schönheiten des Sauerlandes

Von Studienrat Franz Predeck - Arnsberg

V. Durch Dorf und Stadt.

Im berühmten Ruhmkie bei Olsberg ändert bekanntlich der Fluß seine Fließrichtung im Winkel von 90 Grad. Wir folgen seinen Ufern nunmehr in stracks südlicher Richtung. Bei Steinbelle, wo das ulkige Vilpudbächchen Steinbelle-Weebach seinen Anfang hat, flie- hen Ruhr und Reger beide vom Uraoter Westen auf die Wanderung gestandt, ineinander. Ruhr- aufwärts Altinghausen. Der Name hat einen besonderen Klang; denn hier wurde vor hun- dert Jahren in der Weihnacht des Sauerlan- des großer Dichter Friedrich Wilhelm Grimme geboren. Altinghausen selbst, allwo sich auch die jagdtröhen Kurfürsten von Rön gern zeigten, ist ein echt sauerländisches Dorf. Ueber das wohlständige Dorf Wierninghausen gelangt der Wanderer bald zu dem zwischen hohen Bergesreihen eingekesselten Dörfchen Nieders- feld, eine Perle unter den sauerländ. Sommer- frischen. Hier ist der Sommer umso schöner — Ausgleich der Natur — weil der Winter so lang. Das Bähnlein führt dann durch den stil- len Hillegrund zu dem hochgelegenen, fagen- umflossenen Rühlberg am Fuße des fast 800 Meter hohen Schloßberges. Hier kann der ruheliebende Wanderer das Kräutlein Einfam- keit finden. Durch die abgeschiedenen Dörf- chen der alten Grafschaft Didinghausen geht der Weg zu dem östlichen Eckpfeiler des sauerländi- schen Sauerlandes, dem auf breiter Hochebene legernden Städtchen Weebach. Im weiten Rundbilde umgeben den Ort kilometerhohe Wälder. Von Osten her weht mit malerischer Luft. — Reich an Schönheit ist das Regental mit seinen urmächtigen Dörfchen Wierning- hausen, das alte Brunschappel und das breitge- lagerte Großdorf Siedlinghausen. Hier beginnt der Bereich der bestbekannten Sauerländi- schen Jagdtröhen. — Brunschappel, Siedling- hausen wie auch das eng von Bergen zusammen- gedrängte Silbach im Tale der Namenlose sind begehrte Sommerfrische.

Wir nähern uns Winterberg, dem Sitze des klassischen Winterports. Winterberg, auf einer vorpfeilenden Bergspitze herrlich gelegen, das höchste Städtchen Westfalens, ist im Sommer

wie im Winter das ersehnte Ziel aller Sauer- landfahrer. Mit den klimatischen Vorzügen des deutschen Mittelgebirges verbindet es eine geradezu romantische Schönheit seiner Lage. Es ist das Oberdorf des Sauerlandes, umstan- den im weiteren Umkreise von den Haupten der sauerländischen Bergriesen, dem Uraoter Westen und seinen getreuen Vasallen, dem Rühlkopf, dem Langenberg, dem hohen Rön und dem schon genannten Schloßberge bei Rühlberg. Der Ruf Winterbergs liegt begründet in seiner friedlichen Abgeschiedenheit, in dem streng ge- schlossenen Aufbau seines Städtgebildes, in sei- ner, wahrhaft großartigen Lage innerhalb der sauerländischen Gebirgswelt, seinen ausgezeich- neten Winterportmöglichkeiten und der rühri- gen Tätigkeit seiner Bewohner, die schon früh als Handelsleute die ganze Welt bereisten. Bekannt ist, daß Kolumbus bei seiner Entdek- kung Amerikas dort zuerst von — Winterber- ger Handelsleuten begrüßt wurde.

Strahlenförmig ziehen sich von Winterberg lohnende Wanderstrecken in alle vier Him- melsrichtungen: im Norden, von woher wir kamen, nach Olsberg zu; ostwärts auf schöner Höhenfahrt nach Rühlberg und Weebach oder durch das sich abstürzende Tal der Orke nach dem tief zu den Füßen des Alten Grimme vergrabenen Dörfchen Elkinghausen, das ob seiner vorzüglichen Jugendherberge gern auf- gesucht wird. Südwärts wandert man durch das romantische Tal der Ruhe, eines der schönsten und abgeschiedensten Täler des hohen Sauerlandes, zum gastreichen und wohlbe- kannten Ruhndörfchen Jüchen. Weiter Rühl- neabwärts bildet Sallenberg die Sprachgrenze zwischen Sächsen und Franken. Hier öffnen sich die Pforten des schönen Hesselandes, von dessen Berlen eine, das malerische Frankenberg, von hier aus leicht zu erreichen ist. — Ein anderes Mal stoßen wir von Winterberg aus in süd- westlicher Richtung vor und gelangen zu dem hochgelegenen Holzschneiderdorf Neufangenberg, um von hier aus ins morgengrüne, silberfarbige Odebornal herabzufließen. Wer für die sauer- ländische Holzschneidererei noch weiter Sinn hat, besuche das freundliche Dörfchen Girkhausen an der Odeborn und den in waldricher Ein- samkeit gelegenen Ort Wunderthausen. Girk- hausen hat in seiner wundervollen Bauernkir- che noch einen besonderen Schatz aufbewahrt. — Bald ist der Wanderer in Velleburg, dem hübsch sich an der Odeborn aufbauenden Kreis- und Residenzstädtchen angelangt. Neben der gediegenen, echt bodenständigen Bauart des alten Oberstädtchens reizt den Sommer- frischer vor allem die idyllisch beschauliche Le- bensart der Bewohner, das an Kunstschätzen überaus reiche prachtvolle Schloß mit dem un- vergleichlich schönen Schloßgarten und die große, stolze Schönheit des wald- und wald- reichen Wittgensteiner Ländchen. — Von Ver- leburg aus geht eine überaus lohnende Fahrt über das historische, schon von Bonifacius ge- heiligt, jetzt von der Schieferindustrie leider völlig ausgezogene Baumländ, wo sich die muntere Odeborn in die Eber ergießt; weiter über das tief in den Wäldern verstrickte uralte Schloß Wittgenstein nach dem im Tal der Bahn entlang gelegenen Städtchen Raaspe. Das traumliche Städtchen verdankt seinen Ruf außer seiner agonreichen und würdigen Waldluft vor allem auch der Eigenart seiner geographischen Lage: sechs sich hier zur Bahn hin öffnende liebliche Waldtäler geben der Landschaft eine reizvolle Mannigfaltigkeit. — Rahnaabwärts ist bald das reizvoll sich aufbauende, burgbekrönte malerische Felsenstädtchen Wiebkopf erreicht, während Rahnaabwärts das waldumrauschte Rahmannshausen und Arfeld von Sommer- frischen gern aufgesucht werden.

Nun zurück zum Ausgangspunkte unserer Sternfahrten: Winterberg. Dieses Tal geht es

in ununterbrochener Höhenfahrt durch die unermesslichen Waldgebiete des Rothaargebietes, in dem einzelne menschenabgeschiedene winzige Orte auftraten wie einsame Inseln. Hier findet der der Abgeschiedenheit Suchende tiefe Ruhe und heiligen Frieden. So klein und einfach die Orte auch sein mögen, es sind Gesundheitszellen des Volkstums. Ihre Namen sind bekannt: Renspelage am Fuße des Urtors, das herbe Langeweile, das bestbekannte Hohenle, das einsame Walddorf Schanze, der idyllische Tummelplatz der wandernden Jugend Rühde, das tiefbegabene abendfriedliche Ratzop und der rund 650 Meter hoch gelegene vielbesuchte Hof Jagdhaus in der Nähe des Händlers. (760) Auf der Weiterwanderung, tief unten im Tale der jungen Hundem, das reizvoll gelegene Dorf Oberhundem mit der sehenswerten Abtsburg. Von hier aus ist Allendundem, der Mittelpunkt des Wanderverkehrs an der Bahnstrecke Hagen-Siegen leicht erreicht. Für heute jedoch bleiben wir, anstatt dem lieblichen Siegerlande einen Besuch abzustatten, im hohen Sauerlande und wandern nunmehr lenneabwärts, um bei der Höhenburg wieder zur Ruhe zu gelangen, die wir zu unserm Aufstieg ins obere Sauerland entlang wanderten.

Da sei zunächst die, dem Könige der Sauerländer Bergwelt, Kahler Asten zu, ein winkender Gruß gesandt! Von den Zinnen dieses Turmes hatten wir bewundernd Umschau über seine herrlichen Lände. Glück und Segen deinen Gemäßen, die du von hier oben aus nach allen Richtungen in die Welt sendest! — Wie buckt sich das herrliche, höchstgelegene Hochdörfchen Wetsalens Altstienberg an den Hang! Wer hier oben seine sommerliche Ruhe und Erholung sucht, wo allabendlich im tiefen Nesselbad die Nebel aufsteigen wie ein Meer, der erlebt Wunder und Schönheit. Ein Aufstieg durch das Nesselbad führt den Wanderer zu dem idyllisch gelegenen, urwüchsigen Dörfchen Nordenau, wo so manches andere Ziel und heimliche Sehnsucht aller Erholungsberechtigten Sauerlandfahrer. Hier liegen sie, eingehüllt in die würzig grünen Falden der anmutigen Waldlandschaft des hohen Sauerlandes, diese einsam stillen Orte, wo der süße Friede moht: Wetsfeld, im jungen Tal der Renne, das vielbesuchte wohlhabende Dorf Oberkirchen (Renne), das hübsch gelegene Dorf und Kloster Wessfeld bei Schmollenberg, das bergig gelegene Wessfeld (Hochgebiet der Ruhe) und die lieblichen Sonntagsdörfer Ober-, Mittel- und Niederforpe. — Während das herrlich gelegene, als seines typisch sauerländischen Gepräges sehenswerte, Schieferfaldchen Friedberg nach zum Stromgebiet der Ruhr (Reise) gehört, liegt das hübsch aufgebaute Städtchen Schmollenberg ebenfalls ein vielbesuchter Ort, im Gebiet der Renne. In anmutiger Schiefe umfließt die junge Renne den durch seine Strickereien und Schieferereien bekannten Ort. Sehenswert ist das in den Kirchenneubau einbezogene alte Kirchlein. Gern aufgesucht werden auch die übrigen freundlich anmutenden Orte des oberen Rennetales: Niederfaldenberg am Einfluß des Ratzopbaches in die Renne, Renne und Saalhausen. Bei dem schon oben erwähnten Allendundem erreicht der Wanderer die Schnellschrecke Hagen-Siegen-Frankfurt.

August
Von Albert Schweitzer.

Der Monat August mahnt trotz seines lachenden, blauen Himmels und trotz der sengenden Sonnenstrahlen an den kommenden Herbst an das große Sterben der Natur. Die Erde ist reif, an die Stelle der wogenden, goldenen Kornfelder treten kahle Stoppeln. Von den Bäumen fallen rasch die ersten dünnen Blätter.

August ist der Erntemonat, und so nannte ihn bereits Karl der Große. Bei den Römern hieß er Sertilius, d. i. der sechste Monat, später wurde er von Julius Cäsar nach dem römischen Kaiser Augustus benannt: der Strahlende, Glänzende. Er ist wie die Rose, die ihm eigentlich zugehört, das Zeichen des voll erblühten Jahres, das seine ganze Pracht entfaltet, gleichzeitig aber auch der Beginn des Alterns. Der Monat August ist die satte, reife Schönheit des Jahres.

Reich an Sitten und Gebräuchen ist dieser Monat in den katholischen Ländern, er wird dort als der Marienmonat gefeiert. Die Marienlagen geben den Jahreszeiten überhaupt ein bestimmtes Gepräge. Naturdienst und christliche Riten sind miteinander so sehr verschmolzen, daß das Volk die einzelnen heidnischen Bestandteile längst nicht mehr zu erkennen vermag. Weiße Naturerscheinungen werden mit den Marienlagen in Verbindung gebracht, wenn sie auch nicht immer zusammenpassen. So heißt es z. B. in Süddeutschland:

Maria Geburt fliegen die Schwalben fort, Maria Verkündigung, kommen die Schwalben wiederum.

Allerdings richten sich die Schwalben nicht nach diesem Vers, sie kommen früher oder später, je nach der Witterung.

Der 15. August ist der Tag von Marias Himmelfahrt, ihm gehen voraus: der Osmalstag am 5. und der St. Laurentiustag am 10. August.

In Nordengland lebte der fromme König Oswald, er war gottesfürchtig und demütig und leistete der Kirche wertvolle Dienste. Nach seinem Tode im Jahre 642 wurde er heilig gesprochen und als Schutzpatron der Schmirer verehrt. Auch ging eine Anzahl Zeremonien, die früher Wotan galten, auf ihn über. Die altgermanische Volksbräuche und die altgermanische Götterverehrung waren schwer ausgetrieben, und die Kirche ließ Verständnis genug, den heidnischen Riten und Sitten einen christlichen Inhalt zu geben. Der Göttervater Wotan war der allmächtige Wetterherr. Obwohl Donar den Sommer besaß, konnte Wotan im Jahr alles Korn vernichten. Deshalb fürchtete das Volk ihn und brachte ihm Getreideopfer dar. Bei der Ernte lassen die Schnitter an allen vier Ecken des Feldes Kornbüschel stehen, die in Form eines Menschen zusammengebunden und mit Blumen geschmückt werden, als Opfer für Wotan.

Der Laurentiustag ist einem Märtyrer geweiht. Laurentius kam aus Spanien nach Rom und verlor dort das Amt eines Archidians und Vernalters der Kirchenkasse. Bei der Christenverfolgung im Jahre 258 wollte man ihn zwingen, die Schätze heraus zu geben, statt dessen verteilte er sie an die Armen der Gemeinde. Daraufhin wurde er lebendigen Leibes auf einem glühenden Rost getötet. Am Laurentiustage finden in vielen katholischen Gegenden große Wallfahrten statt. Besonders berühmt ist die Wallfahrt nach dem Laurentiusberg bei Gungelshiem in der Nähe von Wingen. Bei dieser Gelegenheit bringen die Landleute ihre Pferde mit, um sie segnen zu lassen.

Der Haupttag des August ist Marias Himmelfahrtstag. Im Jahre 817 wurde das Fest als Erinnerung an Marias Tod angeordnet. Gleichzeitig wird dieser Tag auch Marias Kräuterverweihung genannt. Mit dem Marienkult dem besonders die Landbevölkerung huldigt, verbinden sich ebenfalls altgermanische Vorstellungen. Hulda war die Göttin der wohlriechenden Blumen und aller Kräuter, die Liebliche, Jarte, Keine. Als Maria gestorben war und die Jünger dem Thomas, der beim Begräbnis gefehlt hatte, den Leichnam zeigen wollten, fanden sie nur drei Lilien im Grab. Die an diesem Tage geweihten Kräuter besitzen angeblich die wunderbarsten Kräfte. Sie bewahren das Haus vor Blitzschlag und Ueberflutung, die Bewohner vor Krankheiten, das Vieh vor Beheugung. Besonders wertvoll sind Dürnwurz (Hundsauge, Inula 1) und Siegwurz, wenn sie an diesem Tage gepflückt werden. Dürnwurz vertreibt Ungewitter, Schlangen, Frösche und Flöhe; Siegwurz (Oxartolus 1), der Allermanisharnisch, macht gegen Hieb- und Stichwaffen unverwundbar.

Am 15. August beginnt auch der „Frauentreihiger“ oder die „Dreihigitage“. Während dieser Zeit ist man gegen Zauberei geschützt. Selbst die Schlangen verlieren in dieser Zeit ihr Gift.

Aufbau im Burgenlande
Von Fritz Heinz Reimesch.

Bad Tagmannsdorf, Ende Juli 1928.

Der burgenländische Landtag schloß seine Sommeression 1928 mit der Verabschiedung eines Aufbauprogramms von großer Bedeutung. Durch die Durchführung der Arbeiten, für die die Kredite bewilligt wurden, wird das Burgenland in weitgehender Weise mit dem Besten, also dem deutschen Mutterland verbunden. 10 Millionen Schilling sollen im Laufe der nächsten Monate hauptsächlich für Straßenbauten und der Errichtung von Beamtenhäusern sowie zur Regulierung der Flußläufe und zu Meliorationen ausgegeben werden. Was uns die Summe von rund sechs Millionen Goldmark auch klein erscheinen, die wir gewohnt sind, im Haushaltsplan des Reiches mit mehrstelligen Zahlen zu operieren, so wollen wir sie deshalb nicht gering schätzen, denn sie bedeuten für das

kleine kaum 300.000 Einwohner zählende Burgenland sehr viel. Wie war dieses Grenzland in den ungarischen Zeiten vom Staate vernachlässigt worden; die Straßen waren in schandlichem Zustand, die Eisenbahnen mehr als primitiv. Niemand kümmerte sich um die Hebung des Bauernstandes, und Vortelle und Förderung vom Staat hatte lediglich der magyarische Magnat, der in diesem Lande als Großgrundbesitzer lebte. Der kleine Mann wurde vernachlässigt, trotz Bauernbefreiung als untertäniger Hörer behandelt, ausgenutzt und überfordert, weil er eben ein kleiner Mann war und Deutscher. Das so viel gerühmte magyarische „Hörerenpolk“ hat seine Aufgabe als Herr nie darin gefunden, die Armen und Bedrückten zu schützen, sondern nur darin, diesen Missetätigen u. Beladenen neue Lasten aufzubürden. Die weltlichen an Oesterreich angrenzenden deutschbesiedelten Gebiete Ungarns konnten sich, obwohl die Natur sie zum Obst- und Weinbau prädestiniert hat, nicht dazu entwickeln, da der kleine Mann seines Bodens beraubt war und der Großgrundbesitzer durchaus nicht die Mühe hatte, seine extensive Wirtschaftsweise aus irgendwelchen sozialen Erwägungen heraus aufzugeben und dem landlosen Landarbeiter und kleinen Bauern von seinem Ueberfluß an Land gegen Bezahlung etwas abzugeben, um dies in intensiver und lukrativer Gartenkultur zu bearbeiten. In den magyarischen Städten wurden aus den Steuern des kleinen Mannes Verwaltungspaläste errichtet, während die Gebiete der nationalen Minderheiten, besonders an der österreichischen Grenze, nach Möglichkeit vernachlässigt wurden. Den Dank für diese schmähliche Behandlung haben die Magnaten sehr gern angenommen, nämlich daß die burgenländische Bevölkerung mit übermächtiger Mehrheit den Anschluß an Oesterreich forderte, dem von der Friedenskonferenz mit mehreren schweren Einschränkungen stattgegeben wurde; und sie lassen keine Gelegenheit vorübergehen, ohne gegen das Burgenland zu intrigieren und über die hiesigen Verhältnisse unwahre Angaben in die große Öffentlichkeit zu bringen. Das Hauptflaggenwort ist natürlich, die Bevölkerung lehne sich zurück unter die milde Hand Ungarns. Wer Gelegenheit hat, durch das Land zu wandern, ganz harmlos mit den Bauern zu plaudern, der merkt sehr bald, daß der kleine Mann nicht daran denkt, je wieder etwas mit Ungarn zu tun haben zu wollen. Die 50—60 Großgrundbesitzer magyarischer Nationalität und die sich ebenfalls zur magyarischen Nation bekannten 4—5000 Zigeuner haben Sehnsucht nach Ungarn — sonst niemand außer einigen abgebauten Beamten.

Das vernachlässigte Land kam vor sieben Jahren in die Hände deutscher Verwaltungsbeamter, die mit unendlicher Mühe zunächst die große Menge zu erziehen hatten, da diese ja früher in dem Beamten des Herrn und Tyrannen, nicht aber den Freund und Lehrer erlirkt hatte. Dann ging man daran, was jedoch die größten Schäden zu beseitigen, was jedoch ungeheuer schwer war, da die Inflationsszeit in Oesterreich nicht weniger drückte als bei uns im Reich. Nach der Stabilisierung der Währung wurde mit großem Eifer zunächst die Hauptarbeit, die Eisenbahnverbindung des mittleren Burgenlandes mit Oesterreich durchgeführt und dann mit einem Straßenbau begonnen, der von Nord nach Süd das ganze Burgenland mit Wien verbinden soll, da bei der Grenzsetzung seinerzeit die Straßen bei Ungarn verblieben waren. Leider hat man aber in den Bundesämtern in Wien auch nicht das richtige Verständnis für die burgenländische Frage. Ob es Hindernisse innen- oder außenpolitischer Art sind, soll nicht näher untersucht werden, weshalb man in Wien immer zurückhaltend mit der Bewilligung der bitter notwendigen Aufbaukredite war. Die Burgenländer wurden besorgt und die magyarische Propaganda verstand es immer besser, gegen das deutsche Burgenland selbst im Deutschen Reich Stimmung zu machen, so daß hier selbst bei Regierungskreisen die Meinung herrscht, „das Burgenland sei ein hoffnungsloser Fall“ und „es käme im Jahre 1930 zu einer Volksabstimmung, durch die das Land ohnehin wieder an Ungarn zurückfalle, die nie von irgendwelchen Stellen vorgeesehen war.“

Als die Burgenländer sahen, daß die Angstmeierei und die verschleppende Erträgnispolitik des Finanzministers ihnen langsam aber sicher die Luft abschnürte, da griffen sie zur Selbsthilfe, um sich aus der Abhängigkeit von magyarischen Banken zu befreien. Sie gründeten zunächst eine Landeshypothekbank, die berufen ist, den Landwirten billige Aufbaukredite zu beschaffen und haben vor wenigen Tagen einen Aufbaukredit bewilligt, den die

Die Rasse von Detroit

Ein deutscher Ingenieur, der sich zur Zeit geschäftlich in Detroit aufhält, berichtet die gegenwärtigen Verhältnisse in dieser angeblich völlig trockenen gelegenen Stadt wie folgt: Seitens des 1 1/2 Kilometer breiten River, der Detroit von Kanada trennt, liegt das gelobte Land Kanada. Man kann bequem hinüberwandern, fegeln oder sich überlegen lassen. Einen Liter Whisky zu schmuggeln fällt schwer. Aber der Kanadier ist erfindungsreich. Es werden in Mengen 1/2 Literflaschen auf den Markt gebracht, die jeder Besucher in seinen Taschen, die nicht visitiert werden dürfen, mitführt. Außerdem sind diese kleinen Packungen auch hier im verbotenen Handel zu haben, wie man überhaupt gutes Bier und Wein in vielen Wirtschaften erhält, wenn man eingeführt wird. Die kanadischen Weinbauern sind fast alle Besitzer der Prohibition und haben die besten Reben gewonnen. Die Rebstöcke sind in Kalifornien nicht auf Anordnung der amerikanischen Regierung ausgerodet worden. Das ist ein Märchen. Einmalen wird die Prohibition nicht aufgehoben, weil die höchsten Finanzkreise so sehr an dem Geschäft beteiligt sind, es wird infolgedessen eine fabelhafte Propaganda für die Wahl eines „trockenen“ Kandidaten entfaltet. — Ich verkehrte in den beiden deutschen Klubs in Detroit, der Concordia und der Harmonie. Im erstere werden kanadische Biere und Liköre, im letzteren Bier und Wein mit Erlaubnis der Ortspolizei verzapft. Die polizeiliche Erlaubnis ist natürlich ungeschlüssig. Es werden die höchsten Beamten „geschmiert“. In Deutschland glaubt man das nicht. Kürzlich war in der Concordia gelegentlich einer Feierlichkeit das Bier zur Reize gegangen. Die Polizei wurde davon telephonisch verständigt, und die uniformierten Policemen schafften einige größere Gebinde von Kanada innerhalb weniger Stunden herbei. Ich beobachtete kürzlich, wie ein Policeman in dem Bierausgang der Concordia „nach dem Rechten“ sah. Der Mann bestand sich durchaus im Dienst; denn er erhielt von seinen Vorgesetzten den Auftrag, von Zeit zu Zeit die Biergeschänktinnen zu kontrollieren um festzustellen, ob die Gäste nicht kämen und sich nicht betrinken. Andernfalls wird die Bierzufuhr für diese Räume gesperrt, damit der Wirt Gelegenheit bekommt, auch andere Räume für feuchtschlägliche Gelage zur Verfügung zu stellen.

Raku, der Mammuthöcker
Eine Skizze aus der Urzeit von
Karl Heinz Ruck.

Blitzglanz stand die rote Morgenröte über dem fruppigen Dicksch, das im Osten den weiten Bienenplan gegen den Horizont abschloß. Thymian und Sahnensüß wucherten verschwenderisch in dem hohen, harten Gras, und hier und da vertiet ein Rascheln der Palme verborgenes Tierleben, das bereits zum neuen Tag erwacht war.

Aus der Höhle, die unter den grotesken Formen des steilen Felsabsturzes sich barg, beobachtete Gestalten. Straßes, schwarzes Haar umwuscherte die kantigen Schädels, aus denen im Widerschein der Sonne die tiefstehenden Augen wie lodernde Feuer heroor glühten. Den muskulösen Oberkörper verhüllte von der Schulter bis zum Schenkel das zottige Fell des Höhlenbären.

Rhaku, der Sippenälteste an Größe und Macht des Körpers vor allen andern berühmt und gefürchtet, hob mitternd die breiten Rippen gegen die schwache Morgenluft und zeigte, zurückgrinzelnd, die starken, schneeweißen Zähne. Sein Wink gab den andern die Richtung gegen das Dicksch im fernen Osten. Dort mußten die schlanken Antilopen stehen, denen der heutige Morgen galt.

Als Leiter des Trupps verließ Rhaku die Höhle, der Sippe Jüngling, von starkem Baus und wohlgeformten Gliedern. Seine Kniee war hüft, und der Unterarm zog ihm die starken, schwarzen Brauen herunter, daß von den blinkenden Augen kaum etwas zu sehen war. Auch ihm verhielte ein Fell den Oberkörper bis zu den Schenkeln, aber es war eine Gembhaut, denn das Bärenfell ziemte nur den Männern, deren Faust sich bereits flegel gemessen hatte mit einem der gefährlichen Gegner der Tierwelt.

Raja, des starken Rhaku Tochter, sah spöttisch dem Davonschreitenden nach. Er fühlte den Blick und ballte die Fäuste. Das Blut schoß ihm heiß zu Kopf, als er ihrer Ablehnung gedachte. Stumm und weit hinter den andern schappte er durch das hohe, hartalmige Gras. War es seine Schuld, daß ihm Rhaku, der Dicksch und Ruhmesgott, sie jetzt alle Heidentat mähgott hatte? Stand er nicht in allen männlichen Kämpfen seinen Mann wie jeder andere, und schlug sein Herz niemals schneller im Augenblick der Gefahr?

„Oh, großer Rhaku“, betete er, und seine Kniee schlugen hart zusammen, „schick mich zu einem Feind, größer als Du ihn je einem anderen gegönnt hast, daß ich Raja gewinne, die Tochter Rhakus, des Starken.“

Feister fachte seine Faust das Steinbeil, und seine Linke fuhr nach dem starken Messer, daß er selbst erst gestern neu aus dem funkenprühlenden Gestein geschlagen und sauber zugeschliffen hatte.

Rhaku selber Jagdruf gelte über den Plan. Der Trupp zerteilte sich, die schlanken Wierfüßler abzuziehen, die vorn im hohen Gestrüpp sichtbar geworden waren und nun mit schnellen Rufen die Weite zu gewinnen suchten. Rhaku warf einen Blick zurück, dorthin, wo fern im Dunst des frühen Morgens die Höhle lag, und — erstarrte vor Schreck. Doch nur einen Herzschlag lang, dann ballte sein Warnruf zu den Männern hin, die, vom Jagdeifer geporn, bereits mit elenden Füßen das hohe Gras geschlüpft, um die kostbare Jagdbeute nicht entkommen zu lassen. Keiner von ihnen hörte Rhaku Ruf, und zu einem zweiten blieb keine Zeit, denn Raja, des Säuflings Tochter, stand vor dem offenen Rachen Thaos, des Gottes der Toten. Sie war, alle Vorsicht gessend, den Männern seitlich gefolgt bis weit auf den offenen Plan hinaus, wohl darum, weil ihr Herz sie schalt ob der spöttischen Zurückweisung Rhakus, den sie liebte, ohne es eingestehen zu wollen, und nun sah sie sich plötzlich einem riesigen Mammut gegenüber, das schlafend hinter einem Brombeerbüschel gelegen hatte und von ihren Schritten aufgeschreckt worden war. Mit zornigem Trompetenton nahm der ungeheure Bulle die Wehr- und Waffenseife an, die in ihrem furchtbaren Schreden, statt zur Höhle zurück zu fliehen, weiter auf den Plan hinaus rannte.

Sie lief dem Tode entgegen, denn gegen die Schnelligkeit des Tierkolosses war ihr Lauf wie das haum merkbare Schleichende einer Schnecke, die dem schnellen Gleiten der Schlange vergeblich zu entfliehen trachtet. Rhaku kumte der laut Schreienden entgegen, bis die Entfernung ihm einen sicheren Wurf gestattete. Dann schleuderte er das Steinbeil mit aller Kraft dem riesigen Tier gegen den Schädels, traf den Hüftel dort, wo er aus dem massigen Schädels sich beweglich absetzte und erreichte durch die gewaltige Wucht des Wurfs, daß der Koloss im ersten Schmerz verhielt, um dann

Tiere als Regenkinder

Gewisse Tiere haben ein sehr feines Gefühl für das Herannahen einer Wetteränderung, und es ist daher nicht unangebracht, wenn Landleute aus dem Verhalten der Tiere oft Wetterumschläge erkennen wollen. Besonders empfindlich sind manche Tiere für nahende Regenfälle. Hausenten besitzen z. B. ein sehr feines Vorgefühl für schlechte Witterung. Wenn die Enten am Abend immer noch herumschwimmen und nicht aus dem Wasser und in den Stall zu bringen sind, so kann man sich darauf verlassen, daß der nächste Tag Regengüsse oder Gewitter bringen wird. Gehen sie dagegen früh und freiwillig in den Stall, so kann man sich auf gutes Wetter verlassen. Auch viele Singvögel vermögen ungenügende Witterung vorzufühlen, was ihnen besonders bei ihren Zügen zugute kommt, auf denen sie dank diesem Vorgefühl durch rechtzeitigem Abfliegen sehr oft plötzlich eintretender schlechter Witterung entgehen können. Ziemlich gute Wetterpropheten sind bisweilen die Spinnen, namentlich die Kreuzspinnen, die schon bei veränderlichem Wetter kürzere Fäden zu spinnen beginnen, vor eintretendem Regen aber ihr Netz fast immer noch rechtzeitig verläßt, um sich in ein trockenes Versteck zurückzuziehen. Ferner sind Blutegel sehr wettermempfindlich. Wenn Regen in Aussicht steht, so findet man die Blutegel fast stets an der Oberfläche oder außerhalb des Wassers, während sie sich bei warmem, hellem Wetter gern verkriechen. Sogar bei Ameisen zeigt sich ein feines Gefühl für Regennähe, ein Sinn, der besonders bei manchen tropischen Ameisenarten so ausgebildet ist, daß der Mensch aus dem Verhalten der Ameisen — z. B. in den Steppen Afrikas — den Eintritt der Regenzeit bis auf den Tag zu bestimmen vermag. Doch nicht nur Lästtiere, sondern auch Wasser- und Landtiere sind gelegentlich gute und sichere Regenkinder. Wahrscheinlich hängt dies mit der durch die Lufttemperatur und die Luftfeuchtigkeit sehr beeinflussten Dichtigkeit des Wassers zusammen. Jeder fischer weiß, daß die flüßigste vor dem Gewitter besonders gern anbeißen und daher bei solcher Witterung am leichtesten zu fangen sind. Anders benehmen sich dagegen gewisse Seefische, die nahenden Regen ebenfalls zu erkennen scheinen und sehr scheuen, indem sie purlos verschwinden, sobald Regen in Sicht ist, die auch vorher schon sehr unruhig sind, so daß, selbst wenn sie in großer Anzahl vorhanden sind, es nicht gelingt, sie zu fangen. Sehr regenempfindlich fallen die Schollen sein, deren Verhalten den Nordseefischern oft als Richtschnur für das zu